Nordau schreibt zu diesem Thema eine Reihe von Aphorismen, deren letztes lautet: „Die Ehe liegt genau in der Entwicklungslinie der Gesittung. Sie bedeutet Disziplinierung des Triebes durch den Willen und die Einführung des Pflichtbegriffes in das tolle Spiel der Launen und Dränge. Das aber ist die Formel und Definition der Gesittung selbst. Mit einer nicht allzu weiten, nicht allzu bequemen Ausgangspforte aus Gefühls- und Temperamentsirrtümern, mit einem Ventil für gefährliche Leidenschaftshochspannungen ist sie ein so vollkommenes Gebilde, wie Menschen es irgend schaffen können. Aber freilich: beseligend kann die Einrichtung nur arbeiten, wenn ihr Grundkapital Liebe und ihr Funktionsgesetz die volle moralische und rechtliche Gleichheit beider Gatten ist.“

Sehr geistvoll ist auch der Aufsatz Frank Wedekinds, dem nachfolgende Stelle entnommen sei: „Die meisten gesunden Menschen werden glückliche Ehepaare. Die Ehe ist kein Zwang, die Ehe ist keine Fessel außer für die Gesellschaftspapier, die sie dafür hatten. Ich kenne in der Welt nichts Unverwüstlicheres als die Ehe. Gibt es doch Menschen, die sich 25 Jahre lang miteinander gezankt haben, ohne daß sie sich auch nur ein einzigesmal untreu wurden! Ich kenne Menschen, die sich 25 Jahre lang täglich untreu wurden, ohne daß sie sich ein einzigesmal dabei gezankt haben! Das glaubt kein Mensch, was so eine richtige Ehe alles aushält. Dabei ist es durchaus gar nicht notwendig, daß beide einander gern haben. Wenn nur einer von beiden den andern gern hat; das langt schon reichlich fürs halbe Leben. Menschenwürde ist keine Affenjacke. Menschenwürde ist Atem, Nahrung, Licht. Menschenwürde erwächst aus der Ehe der Eltern und begründet die Ehen der Kinder.“ Raoul Auernheimer geht mit einem hübschen Moment über das heikle Problem hinweg. Er sagt: „Wenn man erst einmal in die Fehler einer Frau verliebt ist, vergeßt man ihr mit der Zeit sogar ihre Vorzüge.“

Das sind kleine Stichproben aus dem umfangreichen Buche. Das Sehenswürdigen aber wird wohl auch durch diese Enquete keiner Lösung nicht näher kommen.

Die Handtasche.

Zwar war für diese Saison der Ruf ergangen: die Kleidertasche kommt wieder. Die Frauenwelt hörte es mit Staunen und unverhehlter Freude, aber sie hat damit entlärvt. Was die Mode den Frauen wiedergeben will, ist nicht die erfreuliche praktische Kleidertasche, es ist ein elendes Surrogat, ein Produkt der Koketterie, zu nichts Rechtem nütze.

Die neuen Moßen, von denen jede Modedame eine Anzahl an ihrem Jackenkostüm befitzt, haben an ihren Lanzen zugespitzten Schößen Taschen, bestimmt, auf der Promenade die Fingerspitzen zu bergen. (Ersatz für den Muff.) Nun besitzen aber auch manche der hochmodernen Jacken und losen Moßen-Jackets kleine Taschenschnitte. Der Zweck ist unverkennbar: ein winziges Seidentüchelchen schaut vorwitzig daraus hervor. Noch eine dritte Sorte von Taschen ward von der neuen Mode geschaffen und diese bewährt sich, wie einst, in Mode, und zwar in den vorderen gerafften Falten. Doch der Raum dieser Taschen ist knapp bemessen für den vielen kleinen Kram, den unsere Damen bekanntlich mit sich herumzuschleppen und dem der dünne Stoff der entlegenen Kleidung zum undeutlichen Verräter wurde.

Deshalb bleibt keine andere Wahl, als vorerst bei der Handtasche zu bleiben, die man, um eine drohende Konkurrenz der Kleidertasche zu überlisten, mit besonderem Raffinement ausstattet, praktisch und elegant zugleich. Eine ästhetische Wiedergeburt der Gestalten von Reticules konnte man vor fast hundert Jahren, als sich aus dem modisierenden Empiregewand langsam das Biedermeierkleid entwickelte. Wie damals hat das Handtäschchen Anteil an dem Luxus der Toilette, doch heute ribbitiert mit dem allerliebst Altmodischen und reizvoll gearbeiteten Modernen auch das auf Einfachheit der Form und Zweckdienlichkeit gerichtete Hypermoderne.

Alle Sorten von Reticules, die in den letzten Jahren in Gebrauch waren, dabei manche, die man überwunden glaubte, sind wieder da und jede findet ihre besondere Bestimmung.

Die feinen Reptiverie aus Krokodilleder, aus Silber, Gold und aus Gold und Platina durchwirkt, an zierlichen, oft mit Steinen besetzten Bügeln, öffnen sich den kleinen Geldbörsen, Döschen und anderen Schätzchen. Wie diese gehören auch die perlengestickten Beutel und perlengestickten langen schmalen Taschen zur feinen Toilette. Mit den alten Dessins sind auch alte Fassons wieder aufgekommen, lange Beutel an schmalen gewölbten Bügeln, länglich schmale Säcke an geradem Metallschluß und kreisrunde und ovale Taschen an halbkreisförmigen Bügeln sowie Doppelbeutel mit Minaudierschluß. In den gleichen Formen, noch abwechslungsreicher in den Ausführungen, erscheinen die Stofftaschen aus Samt, aus gestreifter oder gerippter Seide in Brokat, in Moiré, viele davon bestickt, mit Perlen besetzt und Fransenabschluß, bereichert durch kunstvolle Bügel an feinen Ketten oder Posamentierie - Schnüren. Kreisrunden Bügeln wird der Nebenzweck abgenommen, im Inneren einem Spiegel als Rahmen zu dienen, und die Taschen mit zweifach verschließbarem Bügel sind besonders praktisch, weil sich der Inhalt sortieren läßt, wobei die zwei Taschenseiten separate Abteilungen für Börse, Toilette-Utensilien und Tüchlein besitzen.

Auch die Ledertasche findet ihre gute Verwendung: wenn sie flach, schmal, vielgestaltig und, im Gegensatz zu den farbigen Zierlichen, meistens schwarz ist, als Begleiter beim Morgenausgang und wenn sie nach amerikanischer Art sackartig ist, aus kräftigem Wildleder besteht und an festem Lederriemen getragen wird, bei Besorgungen in der Stadt. Für Automobilreisen und für Reisen gibt es wieder besondere Taschen und einzig dafür haben sich die großen Fassons aus starkem Leder mit Toilette-Einrichtung im Innern erhalten.

Die Hauptmode wendet sich freilich den authentischen oder imitierenden Stücken, achteckigen, kreisrunden und länglich-geraden Reticules aus Urahnes Tagen zu. Heute werden die Täschchen dieselben Geheimnisse bergen wie damals, Toilettengeheimnisse, die eine Schöne unserer Zeit leichter preisgibt, als ihr doch eine Dame, die nicht Puder und Lippenstift gebraucht, als unfertig mit ihrer Toilette und daher als unelegant.

Die Ausschnitte der Sommerkleider

sind, wie Pariser, Berliner und Wiener Modeblätter behaupten, noch niemals so „offenherzig“ gewesen, als in diesem Sommer. Wer glaubt noch an die Behauptung, der Siebtragen sei Bedingung für die elegante Toilette? Die Ausschnitte werden in allen Formen gemacht, vor allem sehr spitz und dann fast bis zum Gürtel, oder sehr breit und weit, nach im Nacken. In den meisten Fällen umgeben zarte Tüllpüffärmel, die rückwärts hochstehen, den Ausschnittrand. Wo immer angängig, beschließt eine Blume oder ein Bukett die Ausschnittlinie. Statt mit Blumen schmückt man sich neuerdings auch mit Früchten, und formt sogar Bukette daraus. Diese Früchte (Aepfel, Aprikosen, Kirschen) werden aus Leder, Atlas oder Wachstuch gearbeitet, und sie sehen oft wunderbar natürlich aus. Sonderblätter sind die modernsten Laubblätter, besonders auch für Hüte. Früher kannte man kaum etwas anderes als Rosenblätter.

Lustige Ecke.

Der Politiker. „Die dreijährige Dienstzeit? Sie tut uns dringend not . . . Wir müssen sie einführen.“ „Aber Ihre Frau sagte mir doch eben, Sie hätten sich dagegen ausgesprochen?“ „Aber doch nur im engsten Familienkreise.“

Kunstgespräch. Junge Dame (schwärmend): „Ich glaube, es gibt keine herrlicheren Porträts, als die von Rembrandt.“ Ihr Tischherr: „Ah, also deshalb läßt er sich seine Sachen so teuer bezahlen.“

Der Statistiker. „Erstaunlich, diese neue Statistik von mir! Jedes Mal, wenn ich Atem hole, stirbt jemand auf der Welt.“ „Ach, könnten Sie dann nicht mit dem Atemholen ein bißchen anhalten?“

Im neuen Luxembourg-Museum. „Die alte Kapelle des Zeitmarsch wird alle für die Werke Rodins reserviert. Ob sie genügen wird?“ „Der liebe Gott war damit zufrieden . . . Aber das will ja noch nichts beweisen.“

Kindermund. „Papa, sag mal, wenn man spazieren geht und ein Bein schläft einem ein — das ist dann wohl ein Schlafwandler?“

Aus dem Regen in die Traufe. Herr in einer Gesellschaft zum andern: „Sagen Sie mal, wer singt denn da eigentlich so furchtbar falsch?“ „Das ist meine Frau.“ „Oh . . . Vielleicht ist es auch der Begleiter, der so falsch spielt.“ „Sie begleitet sich selbst.“

Der Trost des Preisrichters. „Heute habe ich den ganzen Tag in der Jury für den Salon gesessen. Ich bin völlig fertig.“ Seine Frau: „Da solltest du doch glücklich sein. Ich wette, du hast Bilder gesehen, die schlechter sind wie deine.“

Der Quellenfinder. „Nun, M. Boireau, haben Sie mit Ihrer Wünschelrute irgendeine Quelle auf meiner Besitzung entdeckt?“ „O gewiß: die Quelle der Tränen des Fräulein Tochter. Ihr ist verboten, Tango zu lernen.“

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 16:

„Wachs“.

Richtige Lösungen gingen ein 40. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 52. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Elise Neubola, Kurt Hallupp, Elfriede Pfau, Gustav Wünsch, Fritz Abelang, Frau Hagemann, Hermann Flügel, Grete Keferstein, Emma Wagner, Fritz Dietz, Gedwig Freitfeld, Karl Schlüge, Kurt Linke, Adelheid Breitfeld, Frau Clara Hering, Werner Ludewig, Joachim Schultz, Frau Mimi Wipplinger, Bertha Peter, Feodor Trapp, Frau Wipplinger, Frau Lina Matheis, Gertrud Einecke, Hermann Voigt, Mary Koch, Martha Kunze, Elsa Holzhausen, Ortrud Holzhausen;

von auswärts: Paul Lipsert, Lautsch, A. Leidertitz, Nietleben, Klaus, Naumburg, Hanny und Werner Pfeifer, Merseburg, Oskar Dietrich, Wernigerode, Franz Strütz, Bitterfeld, Frieda Sitte, Grütz, August Schröder, Gollma, Gottfried Schulze, Merseburg, Frau L. Mühlemann, Ermsleben, Wilhelm Klubendorf, Ammendorf.

Die Prämie: Onkel Toms Hütte von Harriet Beecher-Stowe, 2 Bände

entfiel auf Oskar Dietrich, Wernigerode.

Ergänzungsrätsel.

Se . . . . . ne, E . . . O . . . . . t,
E . . ar, L . . . e, . . E, . a . . . . . stor.

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, sodaß bekannte Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Weibliches Vorname, männlicher Vorname, Haustier, ehrbare Früchte, weibliches Wesen, Wasserpflanze, Küchenpflanze, allgemeinlicher Frauenname, Teil von Gebäuden, Beruf. — Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die fett der Punkte eingefügten Buchstaben im Zusammenhang ein Sprichwort.

Prämie: Straffers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Mittwoch früh an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

II., der Hinterhandspieler, spielt a-Handspiel (Eichel, Treff-Solo) auf folgende Karte:

a, b, c, dB, aD, 9, 8, 7; bA; cA.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff Sieben, Pique-As, Coeur-As.

Je nachdem Vorhand anspielt, geht das Spiel verloren oder mit mir Schneider gewonnen. Ein Triumph liegt noch im Skat. Wie war die Kartenverteilung, wie der Gang des Spieles?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 15.

Gedruckt wird: a10, D. Hernach ist Kartenverteilung:

II. dD, 9, 8; aK, 9; cK, D, 9, 8, 7.
I. dA, K, 7; aA, 8, 7; bA, D, 9, 8.
* D. a, b, c, dB, d10; b10, K, 7; cA, 10.

Spiel:

1. II. cD, dA, c10 (— 24). 2. II. bA, b7, aK (— 15). 3. II. bD, bK, dD (— 10). — 4. II. cK, dK, cA (— 19). 5. II. bB, b10, d9 (— 10). Die übrigen Stiche nimmt der Spieler. Die Gegner haben aber bereits 78.

Meine verehrten Hausfrauen!

Prüfen Sie bei den hohen Kaffeepreisen den

Aechten Brandt-Caffee Marke „Pfeil“

als bester Kaffeezusatz millionenfach bewährt, und trinken Sie auch Malzkaffee nicht ohne Zusatz von „A. B. C.“ der dem Aufguß Kraft und Würze verleiht. — Überall zu haben. — Alleinige Fabrik

Robert Brandt, Magdeburg.

Willy Fuhrmann

Oberammergau im bayer. Hochgeb.

Spezialhaus echt oberbayer. imprägniert-wasserdichter Gebirgs-

Loden-, Wetterkragen und Bozener-Mäntel

für Beruf, Reise u. Sport

f. Damen, Herren u. Kinder in allen Farben u. Preislagen. Jedes Stück wird nach Maß angefertigt.

Spezialität:

Federleichte perlene Kamsihaarloden. Lodenstoffe für Anzüge und Damen-Kostüme werden auch meterweise abgegeben.

Reich illustr. Katalog II u. Musterkollektion kostenlos.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 17 | **Halle a. S., Sonntag, den 27. April** | **1913**

Es liegt ein Lied in allen Dingen,
Die da schlummern fort und fort,
Und die Welt fängt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Die ihr den Mann geraubt . . . .

Von Emma Kettner.

Mit großen erschrockenen Augen horchte Helene Thomas dem von lebhaften Gesten begleiteten Bericht, mit dem die Pensionsinhaberin sie schon in der Vorhalle empfing.

Die unirdische Märchenstimmung, mit der die für Natureindrücken tief Empfängliche von ihrem wundervollen Ausflug nach San Mamette zurückkam, erlosch mit einem Male. Dunkle Schatten hüllten ihre Seele ein. Die zauberhaften Eindrücke, die sie von dem buntumflossenen Idyll mitbrachte, wo sie stundenlang gesessen, in weltfernen Träumereien auf den See niederblickend, der zu ihrem Füßen lust wie ein flares, freundliches Auge hinaufsah, wichen herzbeklemmenden Gedanken an Not und Tod.

Erschauernd fragte sie die händeringend vor ihr stehende Frau. „Liegt sie in ihrem Zimmer?“

„Aber liebste, gnädige Frau! Wo denken Sie denn hin! Natürlich ist sie gleich ins Bürgerhospital geschafft worden. Wir kann doch niemand zumuten, eine Sterbende hier zu haben, noch dazu eine . . . eine Selbstmörderin. Was sollten wohl meine Damen dazu sagen . . .! Wer hätte denken können, daß es mal so käme. Zwar ein bißchen wunderlich war Frau von Dennen ja immer. Und Madame Dumont sagte wahrhaftig erst gestern zu mir . . .“

Frau Thomas schnitt mit einer kleinen Geste der Ungeduld der Redeflut ab. „Ist's weit vom „Paradiese“ nach dem Spital? Ich bahe mich um diese Institute bisher noch nicht gekümmert und kenne keins von ihnen. Fährt eine Tram dahin? Schön, dann will ich gleich mal hinfahren, mich nach Frau von Dennens Befinden erkundigen. Ihrem Bericht nach scheint ja noch keine der Damen daran gedacht zu haben.“

Ehe die rundliche Schwäbin, die die Fremdenpension im Villenquartier von Lugano hielt, sich's versah, war die schlanke Frau davongeschritten, noch im Gehen die langen Handschuhe wieder überstreifend, die sie beim Gebrüh mit der Wirtin schon abgezogen hatte.

Eine Viertelstunde später stand sie im Wartezimmer des Hospitals einer blassen Nonne mit abgeklärten Mienen und sonst lässigen Bewegungen gegenüber, die ihr monoton und knapp Antwort auf ihre hastigen Fragen gab.

„Nach menschlichem Ermessen wird die Dame wohl nicht mit dem Leben davonkommen. Zwar die Verletzung ist nicht unbedingt tödlich. Aber der starke Blutverlust . . . Das Herz ist nicht so besonders gesund gewesen . . . Sie sind wohl verwandt oder befreundet mit ihr, falls es etwas zu erfragen oder zu besorgen gibt?“

Die Besucherin schüttelte den Kopf. „Ich kenne die Dame weiter nicht. Wir waren nur diese letzten Tage Hausgenossinnen. Allgemeine menschliche Teilnahme allein treibt mich her. Wenn oder die Kranke etwas zu erledigen hat, irgendwen braucht — Helene Thomas ist mein Name. Sie brauchen nur in die Villa Carlotta zu telephonieren, ich würde gleich kommen.“

Erschüttert und bewegt entfernte sie sich dann, indes ihre Gedanken unaufhaltsam um die dunkle Tragödie kreisten, die sich heute nachmittag in der Pension abgespielt, um die seltsame Frau, die da ihrem Leben freiwillig ein Ziel gesetzt.

Eine Freunde war sie ihr. Als sie vor einigen Tagen in die Villa Carlotta überhedelte, hatte sie die ernste, fast unfreundlich und schroff sich von allen zurückhaltende Frau von Dennen schon angetroffen. Sie fiel ihr sofort auf im bunten Bilde der Erscheinungen. Nicht nur durch ihr ebelschönes Aeußere, mehr noch durch ein unbeschreibbares Etwas im Wesen, einen geheimnisvollen Zug, der sie seltsam fesselte und abstieß zugleich. In ihr Mitleid mit der offenbar seelisch Leidenden mischte sich oft eine Abneigung, für die sie keinen Grund wußte. Aber es schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen, denn in völlig verletzender Feindseligkeit hatte die andere gestern noch abgelehnt, als sie ein Gespräch mit ihr anknüpfen gewollt — in bester Absicht, weil sie die Einsame, die sie kurz vorher auf dem idyllischen Friedhofe von Marcote an einem frischen Kindergrabe in wildem Schmerzensausbruch zusammengesunken gesehen, ihren offenbar trüben und wehen Gedanken zu entreißen gedachte.

Jene von ihr belauschte Szene war wohl ein Abschied gewesen, denn heute hatte man die seltsame Frau in ihrem Zimmer im Blute schwimmend aufgefunden. Alles deutete darauf hin, daß die Unglückliche Selbstmord begehen wollte, aber der Schnitt durch die Pulsader war nicht tief genug gegangen. Dennoch würde dem Sensenmann das Opfer, das sich ihm selbst geweiht, nicht entgehen . . .

Helene Thomas kam den ganzen Abend nicht von der Sterbenden los, obgleich sie sich nicht an der Aussprache beteiligte, die das Ereignis unter den übrigen Gästen auslöste. Sie konnte nicht mit den anderen über die Selbstmörderin zu Gericht sitzen, es war nur ein tiefes Mitgefühl in ihr, ein banges Ahnen der düstern Stunde, in deren Schatten der Entschluß der Selbstvernichtung geboren ward.

Ja, sie mochte wohl am ehesten mit jener Unglücklichen fühlen. Sie hatte doch an sich selbst erfahren, daß das Leben zu einer Last werden kann, unter der man haltlos zusammenbricht. Auch ihr war die Stunde nicht fern und fremd geblieben, da sie in irrer Verzweiflung nach dem Tode geschrien als dem einzigsten, dem besten Freunde.

Wie die Tat jener fremden Frau das alles wieder in ihr aufwühlte . . .

Als sei es gestern erst gewesen, daß der Mann, den sie mit aller Glut ihres leidenschaftlichen Herzens liebte, ihr brutal ins Gesicht geschleudert, daß er nur andere liebe. Daß sie ihm eine Fessel ist, eine lästige Kette, die er brechen wolle und müsse um jeden Preis.

Sie hatte es erst nicht fassen können, nicht begreifen wollen. Hatte zäh und erbittert um seine Liebe gekämpft, demütig darum gebeten, sich selbst erniedrigt, um ihn nicht zu verlieren, ihn sich zurückzuerobern.

Umsonst. Die andere blieb Siegerin.

Sie hatte jene nicht gekannt, nur von ihm gehört, daß sie die Gattin eines hochgestellten Beamten war, die von dem Spiel des genialen Geigenkünstlers bis zur Sinnlosigkeit betört. Mann und Kind im Stich gelassen, um ihm anzugehören.

Zermürbt und ermattet gab Helene zuletzt den ungleichen Kampf auf, willigte in die Scheidung ein. Sie selbst floh vor dem Prozeß, vor allem Häßlichen, in die weite Welt. In des Reiches entgegengesetzter Ecke fand sie eine Zuflucht, fand Arbeit und Stellung in einem fremdenlosen Haushalt, bei mutterlosen Kindern. Aber das Kräutlein Vergessen blühte ihr nicht; sie lernte nicht überwinden, nicht die Liebe aus ihrem Herzen reißen, um derentwillen sie doch so elend geworden war.

Wie stumpfte sich der Stachel ihres Schmerzes ab. Immer saß das Leid in schlaflosen Nächten hohläugig an ihrem Lager und warf seine grauen Schatten in den sonnigsten Tag, seine Bürde auf jede Freude, die sich ihr schüchtern nahte. Und ließ gar manchmal den Gedanken in ihrer Seele keimen, Lethe zu trinken, freiwillig nach dem Mohnbecher zu greifen, den des Todes knöcherne Hand ihr lockend entgegenhielt.

Sie konnte den Mann nicht vergessen, der ihre erste und einzige Liebe gewesen war. Sie vermochte ihm nicht einmal mehr zu zürnen. Dem Weibe allein, das ihn ihr selbstsüchtig entrissen, galt ihr ganzer Groll. Ihn selbst bewinte sie wie einen geliebten, unvergessenen Toten.

So stark war sein Andenken in ihr, daß sie blind und fühllos dafür blieb, daß ihn dem andern, dessen Haus und Kinder sie liebevoll und gewissenhaft betreute, andere Wünsche und Hoffnungen zu keimen begannen. Und sie war darum peinlich überrascht, ja mehr noch, wie in ihren heiligsten Empfindungen verletzt, als er, wie sie mit seiner ältesten Tochter, der vom Arzt ein Aufenthalt in südlicher Luft verordnet wurde, nach Lugano gereist war, in einem herzlichen Briefe sie bat, sein geliebtes Weib, die Mutter seiner Kinder zu werden.

Unmöglich dünkte es sie. Sie trug eines Mannes Bild im Herzen. Wie konnte sie da eine treue Gattin sein!

*

Zeitig am anderen Morgen brachte ein Bote vom Bürgerhospital einen Brief für Frau Thomas, in dem eine der Pflegeschwestern sie um ihren sofortigen Besuch bat, da Frau von Dennen dringend eine Unterredung mit ihr wünsche.

Helene folgte dem Rufe unverzüglich und stand gleich darauf erschauernd an dem weißen Lager, von dem das Gesicht in seiner wächsernen Starre sich wie eine Totenmaske abhob. Erst als sich die schweren Augenlider öffneten und die Sterbende die Besucherin erkannte, belebte sich der erloschene Blick, über die leichenblaßen Züge glitt ein mattes Rot und sie flüsterte mit tonloser Stimme: „Ich danke Ihnen, Helene Thomas . . . Ich kann nicht sterben, ehe ich nicht mit Ihnen gesprochen habe. Ich . . . ich bin Ihres Mannes zweite Frau . . .“

Helene fuhr zurück, als habe sie einen Schlag aufs Herz erhalten. Ihre Augen bohrten sich in unglaublichem Entsetzen in das verfallene Gesicht vor ihr. So unerbittet traf es sie, daß die Selbstmörderin, die düstere, menschenscheue Frau dieselbe war, die ihr von wenig Jahren erst alles entrissen, was ihr das Leben glücklich und begehrenswert gemacht, daß ihr war, als narre sie ein höllischer Spuk, als träume sie die Fortsetzung der wirren Bilder, mit denen die aufgescheuchten Erinnerungen sie die ganze Nacht gepeinigt hatten.

Es konnte doch nicht wahr sein!

Aber da flüsterte die Kranke wieder . . . Helene schrak aus ihrer Verstörtheit auf und bemühte sich, ihre Gedanken auf das zu konzentrieren, was die blassen Lippen so heiser und kraftlos raunten . . .

Mit dem Tage beginnend, da sie in einem Sinfoniekonzerte in der ersten Reihe der Zuhörer sitzend, während des bald widerleidenschaftlichen, bald beiderseit einschmeichelnden Geigenspiels des vorgetragenen Künstlers seine feurigen Augen fort während auf sich ruhen gefühlt. Als spiele er nur für sie allein. Sie war völlig fasziniert, berauscht, kam auch die ganzen nächsten Tage nicht von ihm los. Und als sie ihn danach zufällig bei einer Gesellschaft wiedersah und kennen lernte, war nur ein unsagbares Beglücktsein in ihr, als sie merkte, daß der Virtuose ihr in der herrischen Art des sieggewohnten Mannes huldigte, sie zu gewinnen trachtete. Aber bei aller auch in ihr stürmenden Leidenschaft wehrte sie sich doch gegen seine Verführungskünste, wollte von einem heimlichen Liebesbunde nichts wissen; bis er zuletzt, aufs höchste erregt durch ihren Widerstand, ihr vorschlug, daß sie beide das Band, das sie mit einem andern verknüpfte, lösen sollten, um sich danach zu vereinigen . . .

Der Rausch der Leidenschaft hielt fast ein Jahr an, nachdem sie sich angehörten. Da warf der Tod des Kindes aus ihrer ersten Ehe einen dunklen Schatten in ihr Dasein. So wenig störend und

Gedenktage der Woche.

27. April 1813 Besetzung Halles durch das Korps Lauriston.
1896 Heinrich v. Treitschke †.
28. April 1813 Einnahme Merseburgs durch das Korps Lauriston. Die preußischen Truppen des Korps Kleist verlassen Halle.
1853 Ludwig Tieck †.
29. April 1688 Der Große Kurfürst †.
1813 Französ. Truppen besetzen Halle.
1883 Schnitze-Delitzsch †.
30. April 1415 Friedrich von Hohenzollern wird Kurfürst von Brandenburg.
1813 Preußische Truppen des Korps Bülow nehmen den Franzosen Halle wieder ab.
1896 Gustav Freytag †.
2. Mai 1813 Schlacht bei Lützen und Groß-Görschen.
1896 Der Dichter Julius Sturm †.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130427025/fragment/page=0001

hindernd das kleine Wesen ihr gewesen, als sie es um der neuen Liebe willen verlassen hatte, jetzt, da die Fahrlässigkeit eines Dienstboten es so früh und qualvoll ins Grab gebracht, ward es ihr zum sündigen nagenden Vorwurf, der ihr die glücklichen Momente trübte. Aber auch andere Ängste und Sorgen nahten sich ihr. Sie konnte sich nach bangen Wochen des Zweifelns und Beobachtens der Einsicht nicht verschließen, daß ihres Mannes Zuneigung im Schwinden war. Daß sie ihm gleichgültig zu werden begann. Ja, daß er bereits nach anderen umschaute, galante Beziehungen anknüpfte. Ironisch gestand er ihr selbst ein, daß sie ihn zu langweilen anfange mit ihrer anspruchsvollen Leidenschaft, wie ihm die erste lästig geworden sei durch ihr Anschmachten und Verhimmeln. Auf die Dauer vermöge ihn eben kein Weib zu fesseln. Sein heißes Blut. sein leicht entflammtes Herz verlange nach Abwechslung. Schon um seiner Kunst willen bedürfe er stetig eines neuen Reizes, neuer Anregung. Er könne sich nicht nur an Stallfütterung genügen lassen wie die Herdentiere.

Aber sie gab ihn nicht frei, so unfreundlich, so reich an Hader und Streit, an heimlichen Nadelstichen und stürmischen Kampfszenen sich die ferneren Tage auch gestalteten. Sie machten einander das Leben zur Hölle, doch die Frau wich nicht von dem verlorenen Posten. Bis er sich brutal von ihr losriß, indem er sich ohne ihr Wissen für eine Tournee nach Amerika verpflichtete, perstoßen alle Vorbereitungen treffend und flüchtähnlich abreisend, erst von Bremen aus in einem beleidigenden, hohngetränkten Briefe sie von seinen Plänen benachrichtigend und ihr anderweitstellend, sein Tun als bösliches Verlassen auszulassen und gegen ihn auf Scheidung zu klagen. Zu ihr zurückkommen werde er nicht mehr. Eher töte er sie mit eigenen Händen. Er habe nicht länger Lust, in ihr wie ein Galerensklave eine Kugel am Fuße nachzuziehen.

Die Verlassene vermochte sich nicht von dem Schlage zu erholen. Ruhelos pilgerte sie von Ort zu Ort, als Wegegenossen allerlei unholde Geister, die ihr Gift in jede verrinnende Stunde mischten. Ein Zufall hatte sie zuletzt hier in die kleine Damenpension verschlagen, wo sie — unter ihrem Mädchennamen lebend — dann vor wenig Tagen der ihr bekannten ersten Frau des treulosen Mannes begegnete. Und aufs neue wachte alles mit schneidender Schärfe in ihr auf, was sie um ihrer Leidenschaft willen erlebt, erlitten und gesündigt hatte. Bis an den Rand des Wahnsinns brachten ihre quälenden Gedanken sie, bis an die dunkle Pforte zum Jenseits; im Tode Erlösung und Befreiung von allem zu finden, was auf ihr lastete.

Helene saß wie versteinert. Auch als die Flüsterstimme längst schwieg, vermochte sie sich aus ihrer dumpfen Erstarrung nicht aufzuraffen. Ihre Gedanken umkreisten sie wie ein Rudel hungriger, beutelüsternder Wölfe.

Das also war das Ende . . . So sah das Glück aus, das sie in ihrer Kerzenseinsamkeit so oft mit zusammengebissenen Zähnen, vor eifersüchtigem Weh fast vergehend, vor sich gesehen . . . So rasch war der anderen, die sie besiegt und verdrängt hatte, in Scherben zerschellt, was sie gewonnen . . . So gründlich hatte das Schicksal, das sie in wütendem Grimm so oft zur Rächerin angerufen, ihre Wünsche erfüllt . . .

Haßerfüllter Triumph lederte in ihr auf. Wie wohl es tat, daß sie dies erleben durfte! Wie sie sich darüber freute!

Aber rasch erlosch das grausame Siegesgefühl wieder in ihr. Ihr weiches Gemüt, ihr besseres Selbst brach sich Bahn. Scheu streifte ihr Auge das wächserne Gesicht, dem der Todesengel bereits sein Siegel aufgedrückt hatte.

Es war zu spät, sich befriedigenden Nachgeistes hinzumachen.

Langsam verflüchtete sich aller Groll, den sie einmal auf diese Frau gehabt. Nur das Mitleid mit der Unglücklichen, der Todgeweihten, blieb. Und gegen regten sich mehr und mehr andere Gefühle. Schleier fielen von ihren Augen. In erbarmungsloser Helle und Schärfe, in seiner ganzen Unwürdigkeit sah sie den Mann, dem sie schwählich nachgetrauert, den sie nicht vergessen konnte, wie unsicher er auch an ihr gehandelt. Und sie schämte sich vor sich selbst, schämte sich nachträglich jeder Regung, die sie an ihn verschwendet, der Blindheit, mit der sie sich um das Verlorene gegrämt, einer Schimäre nachgemeint hatte.

Diese Frau, in der sie jahrelang die Räuberin all ihres Glückes gesehen, hatte ihr doch in Wahrheit nichts genommen —

Und jetzt — jetzt gab sie ihr so viel!

*

Mit einem befreiten Aufatmen blickte Helene Thomas an der Schwelle des Krankenhauses in die sonnenflimmernde Luft.

O wie schön doch das Leben war! Wie köstlich das Bewußtsein, noch jung und stark und froh mitten darin zu stehen, noch soviel Arbeits- und Liebeskraft in sich zu tragen. Doppelt beglückte es, wenn man von einem Sterbebett kam, einem Menschen die Hand zum letzten Abschied gedrückt, wie sie jetzt eben.

Es war ihr so leicht und frei, als sei ein pressender Eisenreif von ihrem Herzen gesprungen, als sei sie erlöst von einem drückenden Sklavenjoch, das sie jahrelang getragen.

Ein stilles Lächeln und Lächeln glomm in ihrem Auge auf, als zeichneten sich vom dunklen Hintergrunde des schroff in die Luft ragenden Monte Salvatore vor ihr liebliche Bilder ab. Eilfertig flogen ihre Gedanken der Gegenwart voraus, formten gute Worte, die einen Harmonien aus der Pein der Ungewißheit erlösen sollten, suchten einen trauten Kreis, liebe Menschen, die ihrer bedurften und die ihr das Glück brachten, nach dem ihre darbende Seele so lange schon suchen ging.

Die Himmelfahrtsgabe.

Skizze von Käte Lubowski.

Karl Eckens, der junge Halbbauer vom Binsenhof, hatte die kleine Schneiderin Röchen Malchert von jungem Herzen lieb, und er hätte sie auch trotz beiderseitiger Armut ganz gewiß für immer auf die landige Scholle gebracht, wenn Röchen nicht die gelähmte Schwester gehabt hätte. Nun lebt bei ihm schon die neunzigjährige Großmutter, die viel Pflege und Sorgfalt brauchte. Wenn aber zwei Kranke in dem roten Häuslein wohnen sollten, dann mußten die beiden Gesunden wohl miteinander verhungern.

So waren sie denn einig geworden, daß ihre Liebe verboten mußte. Anna Malchert, die Kranke, wunderte sich zuerst im stillen, daß sich Karl Eckens nicht mehr bei ihnen sehen ließ. Sonst war kein Sonntag vergangen, an dem er nicht über die Schwelle trat und ein Stündlein verplauderte. Sie hoffte, daß er wiederkommen werde.

Als aber Wochen und Monate vergingen, betragte sie die kleine, unermüdliche Schwester. „Warum besucht uns Karl Eckens nicht mehr, Röchen? — Hast ihr etwas exzariert?"

Die fleißigen Hände sanken einen Augenblick kraftlos in den Schoß. „Nein, gewiß nicht! Wir sind wie immer miteinander. Nur weißt du, er hat den Knecht entlassen müssen, weil Großmutters Krankheit beim Arzt und Apotheker viel kostete. Nun findet er keine Zeit mehr, herzusuchauen."

Die sonst so geduldige Kranke stöhnte tief auf. „Es ist eine richtige Plage mit denen, die nichts schaffen können als Not und Kosten", sagte sie klagend. „Wenn ich nicht wäre, nicht wahr, Röchen, dann wird' auch manches anders gekommen sein."

Die kleine Schneiderin versuchte vergeblich zu lächeln. Es entstand nur ein leises, wehes Zucken um ihre Lippen. „Du sollst nicht so sprechen, Anna, ich pflege' dich gern. Das weißt du."

„Aber wenn du mich nicht zu pflegen hättest, dann könntest du bald den Mortenkranz tragen", beharrte die Kranke voller Eigensinn.

„Du darfst mich heute nicht stören", sagte die Kleine ernst. „dies Kleid muß fertig werden, Lieschen Bürgermeister hat morgen Verlobung."

„Sie ist just so alt wie du, Röchen . . ."

„Jawohl."

„Und der Bräutigam zählt sechsundzwanzig, wie Karl Eckens."

„Wie genau du darüber Bescheid weißt, Schwester."

„Ich, ich hab' ja doch die ganzen Tage zum Nachdenken, Kleine, und siehst du, da quälen mich denn die Sorgen auch um dich. Bald ist nun wieder der Himmelfahrtstag da, alle jungen Mädchen können sich fein putzen und mit ihrem Schatz spazieren gehen. Bloß du sitzt hier bei mir und vertrauerst deine Jugend . . ."

„Tu mirch mich nicht ernstlich böse machen, Anna, oder mir Tränen entlocken, und dann verdirbt das zarte Mal und Röchen ist böse und entzieht mir wohl gar den Brautstaat, der mir sicher wieder ein schönes Geschenk einträgt."

Diese Vorstellung half. Anna Malchert wandte sich gegen die Wand und schwieg. Dies war die einzige Bewegung, die sie mit unendlicher Mühe selbst ausführen konnte. Sonst war sie hilflos wie ein Kind.

Eine lange Zeit war nichts zu hören als das Klappern der Maschine und das Herausziehen des Fadens aus dem weichen Stoff. Dann aber begann die Kranke doch wieder.

„Ich hätt' wohl einen Wunsch, Röchen, daß ich Himmelfahrt ein Engel werden möchte."

„Dann hast du mich aber gar nicht lieb, Anna."

„Doch, Kleine, ich seh' ja, wie du schmal und blaß geworden bist, und ich kann doch nicht helfen."

„Du hilfst mir schon darüber hinweg, indem du mich nicht quälst, Anna." Da schwieg der blasse Mund wieder.

Als am Abend dieses Tages die junge, glückliche Braut zu der einstigen Schulgefährtin kam, schlang sie die Arme um den Hals der kleinen Schneiderin und sagte in ihr Ohr: „Röchen . . . werke nur so glücklich, wie ich es bin, du verdienst es doch viel mehr als ich! Und tu' doch, was Papa dir rät, er läßt dir heute wieder sagen, daß Stübchen im Stift stände für deine Schwester bereit, er hätte es durchgesetzt, daß es noch vier Wochen reserviert bliebe."

Röchen Malchert schüttelte den blonden Kopf mit einer schwermütigen Bewegung.

„Dein Vater ist sehr gut und ich danke ihm tausendmal dafür. Aber sie geht nicht hinein. Lieber stirbt sie. Einmal habe ich so etwas angedeutet, da bekam sie gleich einen Weinkrampf. Nein, nein, das ist unmöglich."

Aber Lieschen, welche heute gern alle glücklich und zufrieden sehen wollte, tat noch weitere Fragen. „Nicht wahr, Röchen, wenn sie im Stift wäre und du nicht mehr für sie zu sorgen nötig hättest, dann würdest du auch Karl Eckens Frau?"

„Ach, laß das doch, Lieschen."

„Nein, bitte, ich möchte es wissen. Sie sagen nämlich, Karl Eckens wäre dir untreu geworden aus einem anderen Grunde."

„Das ist er nicht, Lieschen. Er hat mich sehr lieb, aber es geht nicht. Du wirst das verstehen. Zwei Kranke sind zuviel auf dem Binsenhof. Nun aber wollen wir nicht mehr darüber sprechen. Wenn Anna auch ganz fest um diese Zeit zu schlafen pflegt, ihr Gehör ist unheimlich scharf, und es wäre doch entsetzlich, wenn sie etwas erlauschte."

„Das verstehe ich nicht, Röchen . . ."

„Siehst du, sie hat mich, wie unsere Mutter tot war, trotzdem es ihr damals schon sehr gebrechlich gehegt und erzogen. Mit ihren armen, halbgelähmten Händen hat sie noch für mich gearbeitet, bis ich verdienen konnte. Hätte sie damals die kleine Summe verwandt, um eine der Ärzte zu wollen, ein Bad aufzusuchen, vielleicht wäre noch Rettung und Hilfe möglich gewesen. So hat sie alles für mich gegeben. Und nun sollte ich ihr das antun, sie hinaustreiben aus dem Häuschen, sie der Verzweiflung in die Arme jagen?"

„Also, lieber wirft du unglücklich?"

„Tausendmal lieber! Nun müssen wir uns aber wirklich trennen. Sonst wird das Kleid nicht zur bestimmten Zeit fertig."

Es war alles wie sonst in dem kleinen Stübchen der Schwestern. Und dennoch schienen die Menschen andere geworden zu sein.

Röchen Malchert war noch viel besorgter und liebevoller zu der Kranken, und jene wiederum hatte ihre harte Zeit. Die kam stets, wenn draußen die Sonne zu wärmen begann und die Vöglein auf der grünüberspannenen Linde die ersten Lieder nach dem Winter zwitscherten.

Sie sprach dann den ganzen Tag kaum ein Wort. Mit geschlossenen Augen lag sie in den Kissen und nahm auch nur wenig Nahrung zu sich.

Röchen trat an diesem hellen Nachmittag zu ihr, legte sanft die Hand auf ihre Schulter und bat leise: „Sei doch wieder guten Muts, Anna. Morgen ist Himmelfahrt, da wollen wir doch alles Dunkle und Böse, so gut es gehen will, aus unseren Herzen kehren."

„Ich habe einen Kummer", sagte Anna Malchert sichen.

„Darf ich ihn wissen, Schwester?"

„Ich möchte dich nicht noch mehr betrüben, Röchen."

„Aber, Anna, so wenig Vertrauen hast du zu mir?"

„Es gibt Dinge, die zu hart zum Aussprechen sind, Kleine."

„Willst du sie denn aber immer auf deinem Herzen tragen?"

„Gib mir mal mein Büchlein herüber, ich habe lange nichts mehr eingeschrieben. Vielleicht vertraue ich's ihm an."

Als Röchen Malchert am nächsten Morgen zur Himmelfahrtskirche ging, nickte ihr die Schwester freundlich zu.

„Mir ist heute viel wohler und frischer. Eile dich nur nicht mit dem Nachhausekommen. Suche mir nach der Kirche noch Himmelschlüssel, hörst du?"

Das hatte Röchen Malchert auch beabsichtigt. Sie wußte, an dem Weg, der von dieser kleinen Stadt über die Wiesen und Felder nach dem Binsenhof führte, wachsen viel goldne Himmelsblüten. Aber sie vergaß doch, einen Strauß zu pflücken. Denn Karl Eckens stand auf dem Wege, als habe er sie erwartet. Sie redeten nicht von ihren toten Wünschen. Sie reichten sich nur die Hände, und der Mann wandte das Gesicht, weil das Mädchen seine Tränen nicht sehen sollte.

Als Röchen Malchert endlich nach Hause kam, fand sie die Schwester in tiefem Schlaf. Das Büchlein war ihr entglitten und lag am Boden. Röchen hob es auf und ward inne, daß die Kranke die folgenden Seiten mit ihrer mühseligen steifen Handschrift angefüllt hatte. Und sie senkte die Blicke darauf und las, was jene geschrieben hatte: „Sie hängt an mir, das Röchen", stand da, „darum kann

ich's ihr auch nicht sagen, daß ich mich anders besonnen hab', daß ich fürs Leben gern ins Stift möcht'. Solche Sehnsucht hab' ich nach der Stille. So glücklich wäre ich, wenn sie mich hinließ, aber gehen kann ich's nicht. Das kam' mir undankbar vor."

Da lief ein Zucken durch die schmale Gestalt der kleinen Schneiderin. Ihr war, als täte sie einen Blick in den geöffneten Himmel.

Also das Annchen wollte jetzt selbst ins Stift.

Sie seufzte tief auf, als glitte eine Last von ihrer Brust. Da schlug die Kranke die Augen auf, erblickte das Büchlein in der Hand der Schwester und sagte still: „Du hast es gelesen, Röchen, und zürnst mir nicht?"

Das tapfere Mädchen, das seinen Schmerz begraben zu haben meinte, ward inne, daß ihr dies niemals gelingen würde — daß ihre Liebe zu stark und zu heiß dafür sei. Sie warf sich über die kranke Schwester und weinte an ihrem Herzen, weinte, daß das Glück nun doch noch zu ihr kommen wollte.

Von der Größe der schwesterlichen Himmelfahrtsgabe, die ihre Wünsche verleugnete und sich marterte, weil sie neulich jenes Gespräch durch die angelehnte Tür mitangehört hatte, ahnte sie nichts, sie dankte nur einer gütigen Allmacht für so viel Sonne und Glück.

Neues aus der Technik.

Von Hans Bourquin.

Wir leben im Zeitalter des Verkehrs, und da ist es ja natürlich, daß sich die erfinderische Tätigkeit besonders auf diesem Gebiete stets rege erweist.

So wird das Auto immer weiter verbessert. Zwar können nur wenige den hohen Preis für ein eigenes Fahrzeug erschwingen; aber trotzdem wird es immer populärer. Hat doch auch der minder Bemittelte Gelegenheit, wenigstens im Mietauto dahinzusausen, dessen Dienste selbst zu jenen Zeiten zur Verfügung stehen, wenn die anderen Verkehrsmittel der Großstadt der Ruhe pflegen.

Ganz mit Recht sind Autoverbesserer von dem Gedanken ausgegangen, daß der im Wagen befindliche Motor auch für gewisse Arbeiten aufkommen könne, die man bisher mit der Hand leisten mußte. Besonders lästig wurde in dieser Beziehung das Aufpumpen der Reifen und das „Ankurbeln" empfunden. Jetzt ist eine Einrichtung erfunden worden, durch die man den Motor selbst zum Aufpumpen anstellen kann, und ebenso nimmt er das Ankurbeln auf sich. Um letzteres zu erreichen, wird in den Wagen eine kleine Dynamomaschine eingebaut, die während des Fahrens — also während der Motor arbeitet — einen Akkumulator ladet. Steht später die Maschine still, so kann der gesammelte Strom umgekehrt den als Elektromotor wirkenden Dynamo in Bewegung setzen, und dieser dreht dann die Kurbel, die also nicht mehr mit der Hand betätigt zu werden braucht.

Den Fußgänger will ein neues „Trottoir roulant" schnell ans Ziel bringen, das eine ganz deutsches Aufführung eines an sich älteren Gedankens ist. Wird es zunächst auch nur als Ausstellungsobjekt auftreten, so verdient es doch immerhin eine allgemeinere Beachtung. Man denke sich zwei gleiche wagerechte Scheiben durch ein Seil so verbunden, daß sie sich gleichzeitig drehen müssen. Tritt nun jemand — über irgendeine Brücke — auf die Mitte der einen Scheibe, so muß er nach und nach die Bewegung des Seiles annehmen. Und wird letzteres nun durch einen beweglichen Steig ersetzt, so mag der Betreffende diesen betreten, um sich zur anderen Station führen zu lassen, wo sich beim Aussteigen das Spiel in umgekehrter Reihe wiederholt. Jedenfalls hübsch ausgedacht.

Vor allem werden aber gute Straßen die besten Förderer des Verkehrs sein. Das wissen auch die praktischen Amerikaner. Sie haben sogar eine Prüfungsmaschine für Straßenpflaster erfunden. Hierbei lassen nach Art eines Karussells schwere Räder im Kreise über das Pflaster, dessen Art gewechselt werden soll, und um recht natürliche Verhältnisse herzustellen, sind an diesen Rädern sogar hufartige Körper vorgesehen. Hält eine Pflasterung solchen Angriffen gebührend stand, so ist sie gewiß empfehlenswert.

Wie vorsichtig muß man heute in den belebten Straßen der Großstadt sein! Links und rechts sausen die gefährlichen Kraftfahrzeuge heran. Aber auch die „Elektrische" hat schon manches Opfer gefordert. Es fehlt zwar nicht an Schutzvorrichtungen, aber keine von ihnen hat recht befriedigt. Nun ist durch einen Ingenieur eine Neuerung herausgebracht, von der man sich vielleicht etwas mehr versprechen darf. Ist ein Wagen damit ausgerüstet, so braucht der Führer nur auf ein Pedal zu treten, um das Fahrwerk schnell zum Halten zu bringen, wobei gleichzeitig eine Fangvorrichtung ausgelöst wird, die nach vorn springt und den Gefährdeten freundlich in einem Netz aufnimmt.

Für Leute, die auf dem Wasser reisen, wird ein neuer Schwimmanzug von Interesse sein. Stürzt jemand ins Wasser, so droht ihm ja nicht nur die Gefahr des Ertrinkens, bei sehr kaltem Wasser ist ein Schlaganfall, mindestens aber die völlige Erstarrung des Körpers die Folge. Das soll nun durch den neuen Anzug verhindert werden. Er hüllt den ganzen Körper wasserdicht ein, wobei nur das Gesicht frei gelassen wird. Natürlich ist auch ein Schwimmgürtel vorgesehen. Schließlich vervollständigt ein kleines Ruder die Ausrüstung des Schwimmers, der sich bei ruhigem Wetter gewiß eine Weile über Wasser halten kann, wenn er — den Anzug vorher angelegt hatte.

Dem Bergmann, dem die alte, einst so sehr gerühmte Davysche Sicherheitslampe nicht mehr genügen will, wird eine neue elektrische Lampe angeboten, die sicherer sein soll. An sich gibt es der elektrischen Grubenlampen nicht wenige. Aber die neue zeigt ihre besonderen Vorzüge. Denn hier ist die Birne ganz besonders gut gegen das Herbrechen gesichert und überdies wird der Strom selbsttätig unterbrochen, sobald dies geschehen sollte. So besteht keine Gefahr schlagender Wetter, und der Bergmann mag unbesorgt seiner schweren Arbeit obliegen. Glück auf! — —

Eine Schwierigkeit ist ein Maschinenelement oder eigentlich eine „Maschine", bei der der Laie gewiß annimmt, daß kaum noch etwas „zu erfinden" sei. Und doch gibt es auch hier ein sehr wichtiges Problem, an dem die Technik ihre Kräfte immer wieder neu erprobt. Jede Schraube lockert sich nämlich durch die unvermeidlichen Erschütterungen und es ist nicht angenehm, sie immer wieder anziehen zu müssen. Kürzlich hat sich nun eine große Maschinenbau-Gesellschaft eine Sicherung patentieren lassen, die Beachtung verdient. Unter die Schraubenmutter wird ein etwas nach oben gewölbter Ring gelegt, der am Rande ein wenig aufgebogen ist. Beim Anziehen drückt sich dieser Ring natürlich flach, und dabei wird sein Rand in eine nach unten breiter werdende Einbrehung im Werkstück gepreßt. So sitzt dieser Ring zunächst dort fest. Legt man dann den emporstehenden Rand um und festemmt ihn, so wird auch die Lage der Mutter gesichert, die nun wieder mit dem Ring gleichsam ein Ganzes bildet.

Es ist erstaunlich, wie spät sich oft die Technik zur Ausnutzung altbekannter Wahrheiten entschließt. Jeder mann weiß, daß das Wasser in einem Topf um so schneller kocht, je größer die Fläche ist, an der die Flamme leckt. Wollte man beispielsweise den Boden des Gefäßes wellig formen, so würde der Erfolg wahrscheinlich überraschend günstig sein. Nun ist neuerdings ein Ofen für Warmwasserversorgung und dergleichen konstruiert worden, bei dem die Wände eine in diesem Sinne zweckmäßige Gestaltung erhalten haben. Die Flamme schlägt in einen Hohlraum hinein, dessen Wandung wellenförmig ist. Außen um dieselbe befindet sich dann — natürlich wieder durch eine Wand abgeschlossen — das Wasser, das erhitzt werden soll.

Dies bisher wohl nur bei großen Kesseln angewendete Prinzip soll also auch kleineren Betrieben zugute kommen, die natürlich ebenfalls Kohlen sparen wollen. Wie lange wird dies Material übrigens ausreichen? Mag die Frage vielleicht auch ein wenig müßig sein, so ist es doch interessant zu sehen, wie man einer vielleicht kommenden Not vorzubeugen strebt. Da der ungemein langwierige Prozeß der Kohlenbildung mit unserem Verbrauch nicht Schritt hält, sucht der Chemiker die Bildung dieser schwarzen Diamanten gewissermaßen in konzentrierter Form zu erzwingen. Er weiß, daß die Bäume vorzeitlicher Urwälder durch Druck und Wärme zu Kohle wurden. Und so ist es ihm gelungen, aus Torf unter Anwendung dieser beiden Faktoren ein Produkt zu gewinnen, daß als Fettkohle angesprochen werden darf. Allerdings wird diese Laboratoriumsleistung schwerlich die Kohlenfrage lösen.

Beiläufig sei übrigens zum Thema „Kohle" bemerkt, daß die amerikanische Marine die Einführung der Oelfeuerung beschlossen hat. Dieser Brennstoff läßt sich leicht an Bord unternehmen, und da er sich sehr leichtlich mitführen läßt, wird der Aktionsradius der Schiffe ein größerer.

Demgegenüber sei die Kohlenstaubgasmaschine des Engländers Low erwähnt. Bei dieser wird der Kohlenstaub in besonderen Röhren entgast, ehe man ihn an die eigentliche Arbeit schickt. Bekanntlich explodiert brennbarer Staub sehr lebhaft, und man ist es endlich gelungen, jene Verschmutzungen zu vermeiden, unter denen mit Kohlenstaub arbeitende Maschinen sicher gelitten haben. Der Zylinder bleibt völlig sauber und wenn wirklich die Pferdekraftstunde mit 250 Gramm Kohle bestritten werden kann, so dürfen wir in der Erfindung einen recht zweckmäßigen Motor begrüßen.

Und nun wieder zurück zum Laboratorium des Chemikers, um zu sehen, was er etwa noch neben seiner Fettkohle erreicht hat! Er hat unter anderem den Weg gefunden, wie man mit der heißen Wasserstoff-Sauerstoff-Flamme auch unter Wasser arbeiten kann. Ein verhältnismäßig einfacher Kopf, der auf die früheren Apparate gesetzt wird, sowie die Anwendung von Preßluft führten zum Ziele. Welch vorzügliche Dienste dürfen von dieser Unterwasserflamme für Taucherarbeiten erwartet werden!

Durch eine Anlagerung von Wasserstoff ist es ferner gelungen, verschiedene Fette und Oele zu härten. Das ist praktisch von großer Bedeutung. Diese Erfindung kommt nämlich unseren Seifen, Stearinlichtern und den Fetten zugute, die wir zu den Speisen gebrauchen. Sie werden dadurch nicht nur haltbarer, sondern — und das ist besonders wichtig — auch reiner. Und darum wird die Hausfrau gewiß gern ihre Einmachgläser mit gehärtetem Fett abschließen.

Für die Reinigung des Tones hat man auch einen neuen Weg hat des alten Schlammes gefunden. Hier bei scheidet sich der allerdings vorgereinigte Ton unter dem Einfluß des elektrischen Stromes in Form von Flocken aus.

Was die Elektrizität alles zu leisten vermag!

...so gedeiht auch einzig in Beschränkung, Zucht die Frau zum Glück des Hauses.
Ernst Raupach.

Aus der Welt der Frau.

Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht.
Ludwig Börne.

Von der Ehe.

Von Zeit zu Zeit entbrennt immer wieder der Krieg um die Ehe. Er beginnt gewöhnlich damit, daß jemand diese Institution angreift. Dann prasseln die Meinungen gegeneinander und die prinzipiellen Gegner der Ehe, die Monogamisten, die Polygamisten, die Anhänger der freien Ehe, die Befürworter des Ehezwanges, die Frauenhasser und die Frauenverehrer kämpfen lebhaft, grauer unblutig, aber dafür wortreich. Es gibt also sozusagen ein endemisches Eheproblem. Seit Strindberg ist es überhaupt nicht mehr zur Ruhe gekommen und es beherrscht zum Teil noch immer die Literatur, das Drama und — was noch unerträglicher ist — das Journalgespräch. Jeder bessere Backfisch hat schon eine ganz bestimmte Ansicht über die Ehe und die jüngsten Herren üben an ihr den Witz und Geist.

Es ist also nur eine sehr gute und naheliegende Idee gewesen, wenn ein Schriftsteller jetzt einige Dutzend geschiedene und autoritative Leute um ihre Meinung über die Ehe befragt und daraus ein Buch gemacht hat. Das Buch heißt „Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeiten", ist von Ferdinand Freiherrn v. Baumgartten herausgegeben und von Ernst Reinhardt in München verlegt worden. Schriftsteller, Politiker, Künstler aller Kategorien und andere erfolgreiche Leute äußern sich mehr oder weniger freimütig über dieses enge, uralte Eheproblem und beantworten die an sie gestellte Frage, ob sie die gegenwärtige Form der Ehe für die einzig mögliche halten. Unter den Befragten finden wir einige gute Bekannte. So den alten Bernhard Baumeister, der sich kurz und lustig also äußert „Für mich war die Ehe nie ein Problem. Als ich meine Erste freien wollte, war es noch höchst problematisch, ob ich sie auch kriegen würde. Dasselbe einfache Problem beherrschte damals auch die Bühne. Ob sie sich kriegen, war immer die Hauptfrage. Wie sie dann miteinander auskommen würden, beunruhigte niemanden mehr. Man hoffte jedenfalls das Beste. Und ich, nach meinen persönlichen Erfahrungen, habe keinen Grund, pessimistischer zu denken, als das gute Burgtheaterpublikum von Anno Laube. — Ich habe vor 4 Jahren zum zweitenmal geheiratet. Meine Jetzige ist eine junge Verwandte meiner ersten Frau. Sie ist just um ein halbes Jahrhundert jünger als ich. Ich glaube, daß mir auch aus dieser Ehe keine Probleme erwachsen werden. Und wenn ich durchaus meine Ansicht über die Ehe als Institution äußern soll, so wüßte ich nichts anderes zu sagen als: von mir aus mag's beim Alten bleiben."

Otto Ernst beginnt seinen Essay mit den ein wenig boshaften Worten: „Die weitaus meisten Gegner der Ehe reden eigentlich nicht gegen die Ehe, sondern gegen ihre Ehe", während Gustav Falke zur Konklusion kommt, daß die Ehe „gut, schön und heilig" ist. Der greise Ernst Häckel sagt: . . . Trotz alledem halte ich die Ehe in rechtlicher, sowie in sozialer Beziehung für eine durchaus haltbare Institution und kann nicht glauben, daß die Bewegung der Frauenrechtlerinnen auf diesem Gebiete von Erfolg sein wird." Geiern ihren Ideen kommt Ellen Key zum Schluß: „Die heutige Ehe muß von einer Form abgelöst werden, in der das Mutterschaft in neuer Gestalt wieder entsteht." Mag

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130427025/fragment/page=0002